

## Bändigung der Kontingenz

### *Die zeitgeschichtliche Selbstthematization der ostdeutschen Hochschulen als organisationales Problem*

#### 1. Außenerwartungen, Selbstbeschreibungen und Aktivitäten

Hochschulen sind vergleichsweise hohen normativen Erwartungen ausgesetzt, was die Erforschung, Aufarbeitung und Darstellung ihrer eigenen (Zeit-)Geschichte betrifft. Insbesondere an die ostdeutschen Hochschulen werden entsprechende Anfragen adressiert. So moniert Ilko-Sascha Kowalczuk, Historiker bei der Stasi-Unterlagenbehörde: „Die Hochschulen standen während der Revolution abseits und haben in den Jahren danach auch kaum etwas unternommen, um ihre Rolle glaubhaft und kritisch zu untersuchen.“ Festzustellen sei vielmehr, „dass fast nirgends die Uni-Leitungen in 20 Jahren diese Geschichte offensiv und öffentlich sichtbar beleuchteten. So konnten natürlich auch die Opfer der kommunistischen Politik nicht gewürdigt werden. Alle Ansätze, die es in dieser Richtung gab, sind von außen in die Hochschulen hineingetragen worden. Die Gründe liegen auf der Hand: Zum einen will man sich den Ruf nicht beschädigen lassen, und zum anderen gibt es ein hohes Maß an personeller Kontinuität in den Hochschulen und in der Bildungsbürokratie.“<sup>1</sup> Keine Aufarbeitung, „fast nirgends“ also.

Gleichzeitig bekräftigen die Hochschulen die an sie gerichteten normativen Erwartungen durch ihre Selbstbeschreibungen: Als Einrichtungen mit häufig langer historischer Kontinuität sehen sie sich als sehr geschichtsbewusst. Sie sind der innerwissenschaftlichen Selbstreflexion verpflichtet. Hochschulen verfügen oft im eigenen Haus über historische Fachexpertise, woraus sich Qualitätsverpflichtungen hinsichtlich ihrer Selbstwahrnehmung und -darstellung ergeben. Und sie bilden künftige Entscheidungsträger aus.

Die oben exemplarisch zitierte Kritik an den ostdeutschen Hochschulen formuliert einen Eindruck, nicht das Ergebnis einer Untersuchung. Doch lohnt es durchaus, den

1 Ilko-Sascha Kowalczuk (Iv.), Die Karriere von Ex-Kultusminister Olbertz gerät ins Zwielicht seiner DDR-Schriften, in: Märkische Allgemeine, 3. 6. 2010, <http://www.maerkischeallgemeine.de/cms/beitrag/11813415/492531/Die-Karriere-von-Ex-Kultusminister-Olbertz-geraet-ins.html> (19. 6. 2010).

Vorwurf zeitgeschichtlicher Abstinenz der ostdeutschen Hochschulen genauer zu prüfen: Ignorieren diese ihre DDR-Geschichte und ihre eigene Rolle im politischen System der DDR? Oder gelingt ihnen, im Gegenteil, gar eine anhaltende Integration zeithistorischer Selbstaufklärung in das jeweilige Hochschulleben? Dafür würde zunächst Wissen benötigt, und zwar solches, das die Details, Unterschiede, Ambivalenzen und deren jeweilige Ursachen nicht scheut. Sodann müsste dieses Wissen in angemessene Formate gebracht werden, um Verbreitungschancen zu erlangen.

Die typischen Instrumente und Medien, mittels derer Hochschulen ihre Geschichte aufklären, sind Forschungsprojekte sowie daraus entstehende Publikationen. Die so dokumentierten Ergebnisse finden dann gegebenenfalls Eingang in das Alltagsleben einer Hochschule und ihrer Außendarstellung. Ob und wie das geschieht, ist dem Ausstellungsgeschehen, den Hochschulzeitschriften, Denkmälern bzw. Gedenkzeichen und den Internetauftritten der Hochschulen abzulesen: In diesen Medien findet gleichsam eine Popularisierung analytisch gewonnener Erkenntnisse und Bewertungen statt, und es wird deren Verfügbarkeit im Alltag hergestellt.

Eine präzisere Betrachtung offenbart, dass die Aktivitäten der ostdeutschen Hochschulen, ihre Zeitgeschichte aufzuarbeiten, zwar durchwachsen und in der Regel wenig systematisch, zugleich aber auch durchaus breit gefächert sind.<sup>2</sup> Ein generelles Desinteresse kann nicht konstatiert werden, eher ein erratisches Vorgehen und die Schwierigkeit, Kontinuität aufrechtzuerhalten. So sind aus den ostdeutschen Hochschulen heraus in den letzten zwei Dekaden etwa 500 Publikationen zur je eigenen Zeitgeschichte entstanden.<sup>3</sup> Mindestens 93 Ausstellungen der Hochschulen zu ihrer eigenen Zeitgeschichte haben seit 1990 stattgefunden.<sup>4</sup> An den ostdeutschen Hochschulen gibt es 16 Gedenkzeichen und Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus und fünf zur Erinnerung an Opfer der kommunistischen Diktatur. Vier weitere Gedenkzeichen verbinden explizit das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus und des Kommunismus.<sup>5</sup>

Beträchtliche Unterschiede indes bestehen zwischen den Hochschulen, wenn die einzelnen Aktivitätsformen genauer in Augenschein genommen werden: Sehr forschungsaktive Hochschulen weisen unzulängliche Internetpräsentationen der eigenen Zeitgeschichte auf, während andere bemerkenswert aktiv im Ausstellungsgeschehen sind, aber auf zeitgeschichtsbezogene Skandalisierungen nicht angemessen zu reagieren vermögen.<sup>6</sup>

2 Die Darstellung beruht auf einer umfassenden Untersuchung zum Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte, vgl. Daniel Hechler/Peer Pasternack, *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Leipzig 2013.

3 Vgl. ebenda, S. 135–163.

4 „Mindestens“ deshalb, weil die diesbezügliche Quellenlage unübersichtlich und die Aussagefähigkeit der Hochschulen selbst eingeschränkt ist. Zu Details vgl. ebenda, S. 201–212.

5 Vgl. ebenda, S. 212–222.

6 Vgl. ebenda, S. 365–371.

Zu fragen ist danach, wie es zu den Unterschieden in der Aktivitätsdichte kommt und worin Kontinuitätsunterbrechungen begründet sind. Inwieweit lassen sich Vermutungen empirisch bestätigen oder dementieren, dass personelle Kontinuitäten eine direkte Linie vom Konformismus in der Diktatur zur fehlenden historischen Selbstbefragung nach der Friedlichen Revolution bewirkten, dass man sich seinen Ruf nicht beschädigen lassen möchte, kurz: dass „schlichtweg der Wille zur Aufarbeitung“ fehle?<sup>7</sup>

## 2. Gründe zeitgeschichtlicher Selbstthematizierung

Sollen statt Eindrücken empirisch untersetzte Antworten erlangt werden, sind die hochschulischen Aktivitäten und Aktivitätsdefizite ins Verhältnis zu Referenzpunkten zu setzen. Anhand dieser lassen sich die empirischen Ergebnisse intersubjektiv nachvollziehbar bewerten. Zugleich erzeugen sie Vergleichbarkeit zwischen den Einzelfällen. Wir stellen zu diesem Zweck drei Fragen. Zunächst: Was veranlasst Hochschulen, sich mit ihrer eigenen Zeitgeschichte zu befassen? Welche Rahmenbedingungen beeinflussen es, dass sie dies tun oder unterlassen? Die Antworten auf diese beiden Fragen werden erweisen, dass sie die gegebenen Aktivitätsniveaus noch nicht vollständig erklären. Es gibt z. B. ressourcenstarke Hochschulen sowohl mit schwach als auch mit stark ausgeprägtem Interesse an zeitgeschichtlicher Selbstaufklärung, wie sich ebenso z. B. kleine Fachhochschulen entdecken lassen, die bemerkenswerte Initiativen entfalten. Daher lautet die dritte Frage: Was motiviert Hochschulen inhaltlich, sich ihrer eigenen Zeitgeschichte zu stellen?

Die Referenzpunkte der folgenden Betrachtung sind also Handlungsanlässe, Handlungsumstände und Handlungsmotive. Anhand dieser lässt sich empirisch prüfen, welche Faktoren förderlich oder hinderlich für eine zeitgeschichtliche Selbstbefragung und -verortung der ostdeutschen Hochschulen sind.

### 2.1 Handlungsanlässe

Fragt man in einem ersten Zugriff nach den unmittelbaren Auslösern hochschulzeitgeschichtlicher Aktivitäten, so sind es die Zahlen, die sehr eindeutig antworten: Die Hälfte der Publikationen und drei Viertel der Ausstellungen, die ostdeutsche Hochschulen seit 1990 hervorgebracht haben, lassen sich auf Jubiläumsanlässe zurückzuführen. Ebenso folgt die zeitgeschichtliche Berichterstattung in den Hochschuljournalen überwiegend dem Takt der Jubiläen, und auch die Webseiten der Hochschulen werden meist im Umfeld der Jahrestagsfeiern zeitgeschichtlich aussagekräftiger. Neben den Jubiläen sind es öffentliche

7 Kowalczyk, Die Karriere von Ex-Kultusminister Olbertz.

Skandalisierungen und Skandale, die zum Anlass werden, sich als Institution der eigenen Zeitgeschichte zu widmen. So können z. B. fast alle der neunundzwanzig Publikationen, davon elf aus der Universität selbst, zum Leipziger Erinnerungskomplex Augustusplatz – bestehend aus Paulinerkirche, dem Marx-Relief sowie dem Tübke-Bild „Arbeiterklasse und Intelligenz“ – in ihrem Entstehen den skandalisierenden Auseinandersetzungen um die künftige Gestaltung des zentralen Universitätscampus zugeordnet werden.<sup>8</sup>

### *Hochschuljubiläen*

Seit 1990 haben 28 der 54 ostdeutschen Hochschulen runde Gründungsjubiläen gefeiert. Diese sind im Grundsatz durch Jahrestage, die zumindest Teilbarkeit durch 25 aufweisen, vorgegeben. Jubiläumsschancen werden allerdings auch gesucht und gefunden (daneben aber auch ignoriert). „90 Jahre Wirtschaftspädagogik“,<sup>9</sup> „40 Jahre Ausbildung von Diplomingenieuren für Landtechnik/Maschinenbau“<sup>10</sup> oder „135 Jahre Hauptgebäude“<sup>11</sup> sind Beispiele für die so kreative wie erfolgreiche Suche nach Anlässen, die eigene Einrichtung zu feiern. Insgesamt erschien die Hälfte der rund 500 hochschulintern initiierten Publikationen jahrestagsbezogen; ebenso entstanden 65 der 93 hochschulzeitgeschichtlichen Ausstellungen im Kontext von Jubiläen. Insoweit lässt sich das Jubiläum als zentraler Anlass der Beschäftigung mit der Geschichte einer Person, eines Lehrstuhls oder Instituts, einer Fakultät oder der Gesamtorganisation Hochschule identifizieren. In einer genealogischen Perspektive erscheint die Verkopplung von Universitätsjubiläen und Universitätsgeschichtsschreibung geradezu „schicksalhaft“.<sup>12</sup>

Organisationspolitisch werden Jubiläen genutzt, um eine narrative Identität der Institution zu generieren. Hier herrscht zunächst das Interesse an einer öffentlichkeitswirksamen „Wir-Inszenierung“ im Modus des Vergangenheitsbezugs vor. Diese kann allerdings nur gelingen, wenn die Hochschulgeschichte wenigstens in Grundzügen allgemein präsent ist. Daher erfährt die Geschichte im Vorfeld der Jubiläen meist eine erhöhte Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit. Die dabei vermittelten Bilder der eigenen Vergangenheit müssen zumindest kohärent mit bereits vorliegenden Wissensbeständen

8 Vgl. Hechler/Pasternack, Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image, S. 293–302.

9 Vgl. Jürgen van Buer/Dieter Squarra/Ute Apel/Steffi Badel/Renate Bormann-Müller/Jörg Hamenstädt/Dagmar Schneider/Susan Seeber/Eveline Wittmann, 90 Jahre Wirtschaftspädagogik ... und kein bißchen müde! Tradition, Innovation und Zukunft an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin o. J. [1997?].

10 Vgl. Universität Rostock, Fachbereich Maschinenbau und Schiffstechnik, Institut für Antriebstechnik und Mechatronik (Hrsg.), 40 Jahre Ausbildung von Diplomingenieuren für Landtechnik/Maschinenbau an der Universität Rostock. Informationsschrift zur Jubiläumsveranstaltung LT 2000, Rostock 2000.

11 Vgl. Hochschule Mittweida (FH)/Stadtverwaltung Mittweida (Hrsg.), Der „Carl-Georg-Weitzel-Bau“. 135 Jahre Hauptgebäude, Mittweida 2008.

12 Winfried Müller, Erinnern an die Gründung. Universitätsjubiläen, Universitätsgeschichte und die Entstehung der Jubiläumskultur in der frühen Neuzeit, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 21 (1998), S. 79–102, hier S. 91.

sein und insofern auch vorhandenes Wissen um die Schattenseiten der Geschichte integrieren. Auf dieser basalen Ebene gibt es dann auch Anknüpfungspunkte für eine kritische Beschäftigung mit der Zeitgeschichte. Zusätzliches Konfliktpotenzial bieten konkurrierende Geschichtsdeutungen durch Zeitzeugen. In der modernen Gesellschaft hat sich der Bezug auf wahrheitsfähige Erklärungen und damit die wissenschaftliche Bearbeitung als zentraler Modus der Einhegung von Deutungskonflikten etabliert. Das betrifft auch geschichtsbezogene Deutungskonflikte: Die Legitimität geschichtspolitischer Haltungen muss sich eines wissenschaftlichen Rückhalts versichern. Dies fördert auch Forschungen zur Hochschulgeschichte im Vorfeld von Hochschuljubiläen.

Insgesamt ist anlässlich der Jubiläen regelmäßig eine deutliche Belebung historiografischer Aktivitäten an den jeweiligen Hochschulen zu verzeichnen. Dabei spielt an den ostdeutschen Hochschulen die Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts typischerweise nicht nur eine besonders herausgehobene Rolle. Vielmehr wird im Zusammenhang mit den jubiläumsgebundenen Aktivitäten in der Regel erstmals ein systematisiertes Konzept zum Umgang mit dieser Zeitgeschichte erarbeitet. Daneben dient die hochschulische Geschichtserforschung aber auch der quasi-liturgischen Aufwertung von runden Jahrestagen: Jubiläen geben der „Spontaneität und Unzuverlässigkeit des Erinnerens einen Außenhalt in Riten und Symbolen“.<sup>13</sup>

### *Skandalisierungen und Skandale*

Skandale folgen einer einfachen Triade: „Es muss eine Normverletzung vorliegen; es muss darüber berichtet werden; und es muss ein Publikum geben, das sich empört.“<sup>14</sup> Eine moralische Verfehlung wird durch Enthüllung offenkundig und erzeugt Empörung in der Öffentlichkeit. Erst das vollständige Vorliegen dieses Dreischritts vollendet den Skandal; bleibt die öffentliche Erregung aus, lässt sich lediglich von einem Skandalisierungsversuch sprechen.<sup>15</sup> Die erfolgreiche Skandalisierung bedarf eines gewissen Mutes zur moralischen Spekulation und gelegentlicher Übertreibung. Skandale sind „Kunstwerke mit klaren Botschaften und starken emotionalen Appellen. Die Skandalisierung von Mißständen ist eine Kunst, und Skandalisierer sind viel eher Künstler als Analytiker – Geschichtenerzähler, die einem disparaten Geschehen subjektiven Sinn verleihen und dadurch für die Allgemeinheit nachvollziehbar machen“.<sup>16</sup>

13 Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, Bonn 2006, S. 231.

14 Bernhard Pörksen (Iv.), „Aufmerksamkeit besitzt Suchtpotenzial“, in: *focus-online*, 29. 7. 2010, [http://www.focus.de/kultur/medien/tid-19343/medienforscher-bernhard-poerksen-aufmerksamkeit-besitzt-suchtpotenzial\\_aid\\_535981.html](http://www.focus.de/kultur/medien/tid-19343/medienforscher-bernhard-poerksen-aufmerksamkeit-besitzt-suchtpotenzial_aid_535981.html) (12. 8. 2010).

15 Vgl. Karl Otto Hondrich, *Enthüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals*, Frankfurt a. M. 2002, S. 40.

16 Hans Mathias Kepplinger, *Die Kunst der Skandalisierung und die Illusion der Wahrheit*, München 2001, S. 142.

Von 1990 bis 2010 gab es 14 öffentliche Skandalisierungen, die sich einerseits auf eine ostdeutsche Hochschule und einen hochschulzeithistorischen Anlass bezogen, andererseits überregionales Interesse fanden. Davon hatten vier ihren Bezugspunkt im Nationalsozialismus und zehn in der DDR.<sup>17</sup> Lässt man die öffentlichen Skandalisierungen mit überlokaler Resonanz Revue passieren, so wird mehrerlei erkennbar: In der direkten Folge des Systemwechsels 1989/90 kam es unter den Bedingungen freier Presseberichterstattung und weitgehend ungehinderten Dokumentenzugangs zu intensiven Skandalisierungen vermeintlicher oder tatsächlicher Verfehlungen in der DDR-Zeit. Besonders häufiger Gegenstand der Skandalberichterstattung war dabei die Medizin und hier wiederum die Charité.<sup>18</sup> Neben Skandalisierungen, die sich der Enthüllung von unbekanntem Tatbeständen verdankten, wurde der Stand des Hochschulumbaus, vor allem des Austauschs von belastetem Personal, Teil intensiver Auseinandersetzungen.

Diese Welle der Skandalisierungen verebbte in der Mitte der 1990er-Jahre. In den Vordergrund drängten nun auf der einen Seite Fragen des angemessenen Erinnerns und Gedenkens; besonders auffällig war (und ist) hier die sich über zwei Dekaden hinziehende Debatte um den Leipziger Erinnerungskomplex am Augustusplatz.<sup>19</sup> Auf der anderen Seite war eine verstärkte Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zu erkennen, ohne dass jedoch die DDR-Geschichte der Hochschulen gänzlich aus den Medien verschwand. Diese Aufmerksamkeitsverschiebungen in den letzten 20 Jahren entsprachen durchaus den Konjunkturen der allgemeinen Öffentlichkeit.

Die Hochschulen, die Gegenstand solcher Skandalisierungen gewesen waren, haben darauf reagieren müssen. Dies erzeugte entsprechende Aktivitäten. Sie reichten von der Initiierung öffentlicher Diskussionsrunden über die Inszenierung von Ausstellungen bis zur Einsetzung von entscheidungsvorbereitenden Senatskommissionen mit Forschungsauftrag.<sup>20</sup>

17 Vgl. Hechler/Pasternack, Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image, S. 365.

18 Vgl. ebenda, S. 331–337.

19 Vgl. exemplarisch Thomas Topfstedt, Streitfall Paulinerkirche, in: Gilbert Lupfer/Konstanze Rudert/Paul Sigel (Hrsg.), Bau+Kunst. Festschrift zum 65. Geburtstag von Jürgen Paul, Dresden 2000, S. 329–340; Matthias Middell/Charlotte Schubert/Primin Stekeler-Weithofer (Hrsg.), Erinnerungsort Leipziger Universitätskirche. Eine Debatte, Leipzig 2003.

20 Beispielhaft genannt seien hier: Infolge der Skandalisierung der Qualifikationsarbeiten des aktuellen Präsidenten der Humboldt-Universität fand eine Podiumsdiskussion statt (dokumentiert unter [http://www.friedlicherevolution.de/index.php?id=karteo&tx\\_comarevolution\\_pi10\[contribid\]=271](http://www.friedlicherevolution.de/index.php?id=karteo&tx_comarevolution_pi10[contribid]=271), 11. 4. 2011). Eine Diskussionsrunde fand ebenfalls im Rahmen der Ausstellung des umstrittenen Tübke-Bildes „Arbeiterklasse und Intelligenz“ im Leipziger Bildermuseum statt. Vgl. Rudolf Hiller von Gaertringen (Hrsg.), Werner Tübkes „Arbeiterklasse und Intelligenz“. Studien zu Kontext, Genese und Rezeption, Petersberg 2006. Die Jenaer Universität setzte im Zuge der Auseinandersetzung um die Verstrickung des Kinderarztes Jussuf Ibrahim in die NS-„Euthanasie“ eine Senatskommission ein, die auf Grundlage eigener Nachforschungen über das Namenspatronat Ibrahims für die dortige Universitätskinderklinik entschied. Vgl. <http://www2.uni-jena.de/journal/unimai00/ibrahim.htm> (11. 4. 2011).

Skandalisierungen mit zeitgeschichtlichen Bezügen kommen in der Regel überraschend und von außen. Sie zu vermeiden oder ihr Erregungspotenzial niedrig zu halten, dürfte nur einer Hochschule gelingen, die bereits auf Aktivitäten ihrer zeithistorischen Selbstaufklärung verweisen kann. Denn auch dann, „wenn bei späteren Forschungen wesentliche Tatsachen zutage gefördert werden, die, wären sie im Augenblick des akuten Skandals bekannt geworden, den Dingen eine andere Wendung gegeben hätten, belebt das den Skandal nicht wieder.“<sup>21</sup> Insofern können Skandalisierungen den Anlass bilden, eine etwaige nächste Skandalisierung dadurch zu vermeiden, dass man sich hinfort verstetigt der eigenen Zeitgeschichte widmet. Jenseits moralischer Fragen muss es das Ziel jedes organisationalen Skandalmanagements sein, möglichst schnell umfassende Informationen zu einer skandalisierten Verfehlung vorlegen zu können: Eine spätere Aufklärung vermag mangels Rezeption weder die unterdessen etablierte Deutung zu erschüttern noch den Imageschaden zu reparieren.

## 2.2 Handlungsumstände

In einem zweiten Zugriff, der die Handlungsumstände in den Blick nimmt, wird augenfällig, dass die relevanten Bedingungen an den einzelnen Hochschulen recht unterschiedlich sind. Dies erklärt zum Teil die Differenzen der zeitgeschichtsbezogenen Aktivitäten, etwa zwischen Universitäten und Fachhochschulen.

### *Hochschultyp und Vorhandensein historiografischer Kompetenz*

In Deutschland lassen sich drei Typen von Hochschulen unterscheiden: Universitäten, künstlerische Hochschulen und Fachhochschulen (FH). Im Hinblick auf den Umgang mit ihrer Zeitgeschichte weisen sie in zumindest drei Hinsichten unterschiedliche Voraussetzungen auf: den Kompetenzen und Ressourcen, dem Interesse, aber auch den Legitimationszwängen gegenüber der Öffentlichkeit. Ein adäquater Umgang mit der Zeitgeschichte einer Hochschule setzt eine gewisse Souveränität im Umgang mit divergierenden Beschreibungs- und Deutungsmustern voraus. Historiografische Kompetenz erweist sich daher als unabdingbar für die Interpretation von ambivalenten Geschehnissen. Voraussetzung ist jedoch zunächst – soll die historische Selbstthematizierung nicht in der Weitergabe von Zeitzeugenberichten aufgehen –, das überlieferte Material zu erheben und auszuwerten. Diesbezüglich bestehen beträchtliche Differenzen zwischen den einzelnen Hochschultypen.

Universitäten als grundlagenwissenschaftlich orientierter Hochschultyp mit breitem Fächerspektrum richten sich am Prinzip der Einheit von Lehre und Forschung

21 Christian Schütze, *Skandal. Eine Psychologie des Unerhörten*, Bern/München 1985, S. 29.

aus. Im Hinblick auf die Befassung mit der Zeitgeschichte sind dabei mehrere Aspekte von Relevanz: Die meisten Universitäten verfügen über eigene historiografische Kompetenzen, sind doch die geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengänge überwiegend dort angesiedelt. Damit bietet sich die Chance der Einbindung zeitgeschichtlicher Selbstreflexion in Forschung und Lehre. Überdies zeigen pensionierte Universitätswissenschaftler und Universitätswissenschaftlerinnen professionsbedingt eine starke Neigung zur Verschriftlichung ihrer akademischen Erfahrungen und schaffen zusätzlich zum institutionellen Wissen – etwa in Form des Archivs oder früherer hochschulgeschichtlicher Forschungsarbeiten – Quellen der historischen Selbstbefragung der Universitäten. Schließlich genießen Universitäten, auch dank ihrer hohen Absolventenzahlen und ihrer regionalen Bedeutung, eine erhöhte öffentliche und kritische Aufmerksamkeit. Diese Voraussetzungen ermöglichen – und erzwingen gelegentlich auch – von der Universität selbst getragene historische Forschungen und eine Erinnerungskultur, die zugleich vor einem hochspezialisierten Fachpublikum wie der interessierten Öffentlichkeit bestehen kann.

Künstlerische Hochschulen orientieren sich hinsichtlich ihres Bildungsanspruchs an den Universitäten. Zwar findet an den künstlerischen Hochschulen keine geschichtsforschungsnahen Ausbildung statt; dennoch verfügen sie auch über professionelle historische Kompetenzen, etwa in Form von Kunst-, Musik- oder Architekturhistorikern. Die Forschung und Reflexion über die künstlerischen Einrichtungen und ihre Hochschulangehörigen, auch zu den Absolventen und Absolventinnen, ist jedoch weitgehend außerhalb der Hochschule institutionalisiert, etwa in den kunstgeschichtlichen Instituten der Universitäten, der professionellen Kunstkritik oder in Galerien und Museen. Auch künstlerische Hochschulen finden das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit; allerdings übertrifft hier ein personenbezogenes Interesse an einzelnen Künstlern das an der Institution deutlich. Aufgrund der Ausrichtung des Studiums ist eine Einbindung entsprechender Forschung in die normalen Hochschulprozesse, insbesondere die Lehre, schwierig. Zugleich können aber die einzelnen künstlerischen Hochschulen – abgestuft nach ihrer Bedeutung – auf externe Forschungsergebnisse zurückgreifen.

Während die Universitäten sich als Orte der Forschung verstehen, ist den Fachhochschulen vorrangig eine Rolle in der wissenschaftsgebundenen praxisnahen Ausbildung zugewiesen. Zudem bieten Fachhochschulen wenig geistes- und sozialwissenschaftliche Ausbildungen an. Die Ressourcen und Gründe für historiografische Auseinandersetzungen sind also geringer, und die Motivation zur Beschäftigung mit der institutionseigenen Geschichte entspringt nur in Ausnahmefällen den Erkenntnisinteressen des je eigenen Faches. Das schlägt sich etwa in der Erstellung von Jubiläumsschriften nieder. Die FHs können und müssen dafür meist auf Beiträge geschichtsinteressierter (ehemaliger) Hochschulangehöriger zurückgreifen. Diese erreichen jedoch selten das Niveau geschichtswissenschaftlicher Arbeiten, da die Autoren

nur im Ausnahmefall über entsprechende Qualifikationen verfügen. Damit einher geht die Dominanz der Zeitzeugenperspektive und mitunter das Abblenden oder einseitige Darstellen ambivalenter Aspekte der Zeitgeschichte. Angesichts fehlenden zeitgeschichtsbezogenen Problemdrucks, knapper Mittel und der konfliktaversen Anlage von Jubiläumsfeierlichkeiten wird dies auch zumeist als hinreichend betrachtet.

Die Unterschiede zwischen den Hochschultypen spiegeln sich deutlich in der jeweiligen Aktivitätsdichte wider (Übersicht 1).

### Übersicht 1:

Hochschulzeitgeschichtliche Publikationen, Ausstellungen,  
Gedenkzeichen und Skandalisierungen/Skandale nach Hochschultyp

Hochschultyp	hochschulintern veranlasste Publikationen*	Ausstellungen	Hochschulen mit nach 1989 errichteten Gedenkzeichen	Skandalisierung und Skandale
Universitäten	424	76	15	14
künstlerische Hochschulen	39	9	—	—
Fachhochschulen	48	8	1	—
Gesamt	511	93	16	14

\* Stand 1/2011

### *Alter der Hochschule und institutionelle (Dis-)Kontinuität*

Das Alter einer Hochschule ist zunächst ein objektives Faktum. Da Dauer an sich noch keinen positiven Eigenwert darstellt, muss das Alter einer Einrichtung mit Bedeutung aufgeladen und in eine Tradition integriert werden. Darüber hinaus haben die meisten Hochschulen im Laufe ihrer Geschichte institutionelle Brüche erlebt. Diese eröffnen Spielräume hinsichtlich der Frage, ob damit die Identität der Einrichtung gewahrt wurde oder nicht vielmehr eine neue entstanden ist. Hochschulen stehen dann vor der zweifachen Entscheidung, welche Kontinuitätslinien sie glaubhaft beanspruchen oder auch abweisen können und welcher Stellenwert dem gewählten Existenzzeitraum in der Traditionsbildung zugesprochen wird. Hier findet sich auf der einen Seite beispielsweise die Hochschule Wismar, die sich auf eine über einhundertjährige Geschichte beruft und diese als ungebrochene Traditionslinie ausstellt. Auf der anderen Seite fokussiert die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig auf den Zeitraum nach der Gründung als Fachhochschule 1992, obgleich sie über mehrere Vorgängereinrichtungen verfügt. Eine ähnliche Verkürzung auf zwei Dekaden der institutionellen Geschichte nehmen in den öffentlichen Selbstdarstellungen die Univer-

sitäten in Potsdam und Cottbus vor, gleichwohl auch sie über direkte Vorläufer in der DDR verfügen.<sup>22</sup>

Häufig erscheinen den Hochschulen einige zentrale Vorläufereinrichtungen retrospektiv lediglich als Zuflusseinrichtungen, d. h. sie prägen in deren Wahrnehmung nicht das aktuelle Profil der Institution. Entsprechend gering ist ihre Durchschlagskraft auf die hochschulinterne Erinnerungskultur. Um allerdings Vorläufereinrichtungen aus der Selbstdarstellung weitgehend auszuschließen, bedarf es einer strategischen Entscheidung. Diese wählt den Modus der imaginierten Neugründung und damit das Abstellen auf Innovation als zentralen Aspekt. Das schließt freilich nicht aus, zu einem späteren Zeitpunkt – etwa mit Abnahme des historischen Konfliktpotenzials im öffentlichen Diskurs – die Vorläufereinrichtungen wieder in die Selbstdarstellung aufzunehmen.

Durch die realen Geschichtsabläufe sind den Wahlmöglichkeiten der Hochschulen, sich zu Vorgängereinrichtungen zu bekennen oder nicht, allerdings enge Grenzen gesetzt. Hier lässt sich ein zentrales Interesse der Hochschulen an der Geschichte primär in der Etablierung von langfristigen Traditionslinien identifizieren, die ein Vertrauensverhältnis in die Einrichtung begründen helfen. Traditionen indes verdecken Kontingenz, brechen Reflexionsprozesse ab und schaffen Legitimität, kurz: sie konfliktieren massiv mit den Funktionen der Wissenschaft. Allerdings erscheint der Rekurs auf solche immunisierenden Traditionslinien, die vertrauensgenerierend in die Zukunft verlängert werden können, nur dann attraktiv, wenn *positive* Geschichtsbezüge verfügbar sind. Reicht die eigene Institutionengeschichte nicht deutlich vor das Jahr 1933 zurück, so kann es in dieser Perspektive als rationaler empfunden werden, einen Bruch mit der eigenen Geschichte – eine Stunde Null – zu inszenieren und sich als junge, geschichtlich nicht determinierte Einrichtung zu präsentieren.

### *Hochschulgröße*

Die Größe der Hochschule ist in mehrfacher Hinsicht relevant für die Chancen und Zwänge, die sich im Umgang mit der Zeitgeschichte ergeben. An die Hochschulgröße ist nicht nur die materielle Ressourcenausstattung gebunden; sie bestimmt auch weitgehend die öffentliche Aufmerksamkeit, die einer Hochschule zuteil wird. Die Größe – und damit lokale Bedeutung – generiert nicht nur einen Nachrichtenwert, sondern transformiert gelegentlich hochschulische Konflikte in lokale Auseinandersetzungen. Dies gilt etwa für die Auseinandersetzungen um die „Euthanasie“-Beteiligung des Kinderarztes Jussuf Ibrahim in Jena, den Erinnerungskomplex Augustusplatz in Leipzig oder um das Namenspatronat Ernst Moritz Arndts für die Greifswalder Universität. Während der ehemalige Jenaer Ehrenbürger und Namensgeber der dortigen Universitätskinderklinik, Jussuf Ibrahim, wie auch Ernst Moritz Arndt stark mit der lokalen Erinnerungs-

22 Die wird insbesondere im Rahmen der Internetauftritte der Hochschulen sichtbar. Vgl. Hechler/Pasternack, Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image, S. 178–201.

kultur verbunden sind und deren Problematisierung teilweise zu heftigen Reaktionen innerhalb der Bürgerschaft führte, prägt der Zentralcampus der Leipziger Universität das Bild der Innenstadt und ist somit – neben der erinnerungspolitischen Relevanz – Gegenstand öffentlichen Interesses.<sup>23</sup>

Allerdings zeigen Beispiele kleinerer Hochschulen auch, dass die Hochschulgröße ein zwar begünstigender, aber kein determinierender Faktor ist. So können die hochschulzeitgeschichtlichen Bemühungen der Kunsthochschulen – etwa der Burg Giebichenstein Halle oder der Hochschule für Musik und Theater Leipzig, die jeweils über ca. eintausend Studierende verfügen – nicht auf ihre Größe zurückgeführt werden. Gleiches gilt für die besonders aktive Hochschule Mittweida (FH), die bei durchschnittlicher Größe allein für ein Viertel aller hochschulzeitgeschichtlichen Publikationen der ostdeutschen Fachhochschulen verantwortlich zeichnet.<sup>24</sup>

Erhöht aber die Hochschulgröße und damit -bedeutung den öffentlichen Druck, einen adäquaten Umgang mit der eigenen Vergangenheit zu suchen, und geht sie dann auch mit einer entsprechenden Ressourcenausstattung einher, so steigert sich doch mit der Größe zugleich die Komplexität der Einrichtung. Zwar ist auch in größeren Einrichtungen das individuelle Engagement unabdingbar für jede Form des Vergangenheitsbezugs, doch an kleineren Hochschulen können damit oftmals weitreichendere Impulse für die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte gesetzt werden.

### 2.3 Handlungsmotive

Vergleicht man ähnliche Hochschulen miteinander, so ergibt sich, dass die Handlungsanlässe und die Handlungsbedingungen nicht umstandslos und vollständig die jeweilige Aktivitätsdichte und das Aktivitätsprofil erklären. So ließ mit der Universität Potsdam die fünftgrößte ostdeutsche Hochschule das 50-jährige Gründungsjubiläum ihres zentralen Vorläufers, der Brandenburgischen Landeshochschule, ohne

23 Zur Bedeutung Ibrahims in der Jenaer Erinnerungskultur und die lokalen Reaktionen auf die überregionale Skandalisierung Ibrahims vgl. Marco Schrul/Jens Thomas, Kollektiver Gedächtnisverlust. Die Ibrahim-Debatte 1999/2000, in: Uwe Hoßfeld (Hrsg.), Kämpferische Wissenschaft: Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, Köln 2003, S. 1065–1100. Die lokale Bedeutung der Namensdebatte in Greifswald wurde in der lokalen Presse wie in der Reaktion von Teilen der Bürgerschaft deutlich, die eine Einbeziehung in die Entscheidung über den Namenspatron forderten. Vgl. <http://www.uni-ohne-arndt.de> (11. 4. 2011). Im Hinblick auf die Auseinandersetzung um die Paulinerkirche, das Marx-Relief wie das Tübke-Bild zeigten nicht zuletzt die vielen publizistischen Stellungnahmen wie auch das verstärkte Ausstellungsgeschehen der Universität das erhöhte lokale Interesse an; vgl. hierzu Hechler/Pasternack, Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image, S. 293–301.

24 Vgl. ebenda, S. 149–157.

weitergehende Aktivitäten verstreichen. Einem hier recht kontinuierlichen *externen* Interesse an der Geschichte ihrer institutionellen wie baulichen Vorläufer<sup>25</sup> steht hochschulintern keine vergleichbare Aktivitätsdichte gegenüber. Hingegen nutzte die relativ kleine Bergakademie Freiberg einen eher marginalen Jubiläumsanlass – den 300. Gründungstag der Stipendienkasse für die akademische Ausbildung im Berg- und Hüttenfach – zur Erstellung einer DDR-bezogen Hochschulgeschichte.<sup>26</sup> Als besonders auffällig muss schließlich die Hochschule Mittweida gelten. Sie zeichnet sich nicht nur durch eine besondere Publikationsdichte aus, sondern hat das Verhältnis von Veröffentlichungsaktivitäten und Anlass geradezu verkehrt: Hier scheint das Interesse an der – vornehmlich traditionsorientierten – Darstellung der eigenen Geschichte die Schaffung von Jubiläumsanlässen wesentlich zu bestimmen.

Gerade die TU Bergakademie Freiberg illustriert jedoch nachdrücklich, dass sich nicht nur zwischen den einzelnen Hochschulen, sondern innerhalb ein und derselben Hochschule Inkonsistenzen beim Umgang mit der eigenen Hochschulzeitgeschichte finden: Die TU Bergakademie hat sehr früh eine Bestandsaufnahme ihrer eigenen DDR-Geschichte vorgelegt.<sup>27</sup> 2002 wurde – wie erwähnt – ein eher marginales Jubiläum genutzt, um einen Sammelband zur Hochschulgeschichte seit 1965 vorzulegen, der sich durch eine bemerkenswerte Perspektivenvielfalt auszeichnet. Eine Ausstellung lieferte eine Querschnittsdarstellung zum Studentenleben bis 1990. Das 350. Gründungsjubiläum (2015) wird mit einem derzeit laufenden Graduiertenkolleg zur Hochschulzeitgeschichte, finanziert aus Hochschulmitteln, vorbereitet.<sup>28</sup> Andererseits ging eine Querschnittsausstellung zur Hochschulgeschichte nur am Rande auf die Zeitgeschichte ein,<sup>29</sup> finden sich in der Universitätszeitschrift nur sporadische Bezugnahmen auf die Hochschulzeitgeschichte<sup>30</sup> und auf der Homepage brach die Darstellung der Hochschulgeschichte bis 2012 gar zu Beginn des 20. Jahrhundert ab.<sup>31</sup>

An solchen Beispielen wird deutlich, dass nicht allein extern gesetzte Momente (s. o. 2.2.) die zeitgeschichtliche Selbsterkundung befeuern oder hemmen. Vielmehr kommen auch intrinsische Motivationen und explizite Organisationsentscheidungen zum Zuge.

25 Vgl. ebenda, S. 257–264.

26 Helmuth Albrecht/Frieder Häfner/Harald Kohlstock, Technische Universität Bergakademie Freiberg 1965–2002. Festgabe zum 300. Jahrestag der Gründung der Stipendienkasse für die akademische Ausbildung im Berg- und Hüttenfach zu Freiberg in Sachsen. Beiträge zur Geschichte der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg 2002.

27 Otfried Wagenbreth, Die Technische Universität Bergakademie Freiberg und ihre Geschichte dargestellt in Tabellen und Bildern, Leipzig/Stuttgart 1994.

28 <http://graduiertenkolleg-freiberg.de> (11. 4. 2011).

29 <http://tu-freiberg.de/ze/archiv/colorbox/example1/proaus.html> (11. 4. 2011).

30 Vgl. Hechler/Pasternack, Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image, S. 165.

31 <http://tu-freiberg.de/geschichte/index.html> (11. 4. 2011).

### *Funktion der Befassung mit der Hochschulzeitgeschichte*

Die Geschichtsdarstellung einer Hochschule ist Teil ihrer öffentlichen Selbstdarstellung. Deren Funktion liegt vornehmlich in der Vermittlung eines positiven Bildes der präsentierten Einrichtung. Daraus resultiert eine verbreitete Nutzung der Hochschulgeschichte für die Identitäts- und Traditionsstiftung. In diesem Rahmen stellen Neuartigkeit und Traditionsbezüge funktionale Äquivalente dar: Während der Rekurs auf Neuartigkeit an der Begeisterung für Innovation partizipiert, stiften Traditionen Vertrauen durch bewährte Routinen. Zwar lassen sich beide Aspekte – wie die Wahlsprüche der Universitäten verraten<sup>32</sup> – formelhaft zusammenbinden; die praktische Paradoxievermeidung erfordert jedoch die Privilegierung eines der beiden Momente. Diese Spannungen müssen diejenigen in Rechnung stellen, die sich hochschulzeitgeschichtlichen Aufarbeitungen widmen.

Grundsätzlich haben Hochschulen drei Optionen, mit ihrer Vergangenheit umzugehen: (1) *Geschichtsabstinenz*: Gegenwart und Zukunft werden betont bei gleichzeitiger Vermeidung, aus der Geschichte herrührende Schatten auf der Institutionsgeschichte zu thematisieren oder damit zusammenhängende Konflikte auszutragen. (2) *Geschichte als Traditionsreservoir und Geschichtspolitik als Hochschulmarketing*: Geschichte wird genutzt, um ein positives Bild nach außen hin und interne Integrationseffekte zu erzeugen oder zu verstärken. Beides geschieht meist über Traditionsstiftung bzw. Traditionserhalt, d. h. eine selektive Nutzung von positiv bewerteten Elementen der Hochschulgeschichte. Die Außendarstellung zielt auf eine günstige Platzierung der Hochschule in Gegenwart und Zukunft, im Wettbewerb um die knappe Ressource öffentlicher Aufmerksamkeit, um Personal, Studierende und Finanzmittel. Geschichtsaufarbeitung dient der historiografischen Munitionierung aktueller Hochschulmarkenbildungsprozesse. Fallweise kann das mit der Notwendigkeit verbunden sein, ein Hochschuljubiläum bewältigen zu müssen, oder auch mit der Absicht, Geschichte vorrangig für den Aufbau und die Pflege eines Alumni-Netzwerkes zu nutzen. (3) *Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung*: Hierbei können sich Motive, die hohen wissenschaftlichen wie ethischen Ansprüchen entspringen, mit solchen Motiven vereinigen, die institutionenpolitischer Gegenwartsbewältigung dienen. Die anspruchsvolle Integration zeithistorischer Selbstaufklärung in das Hochschulleben wird z. B. erkennbar, wenn Jubiläen zum Anlass für Selbstirritation werden oder wenn historische Aufarbeitung zu Zwecken individueller Rehabilitierungen erfolgt. Ein vorausschauendes Motiv kann dagegen das der proaktiven Skandalvermeidung sein: Die Hochschule bereitet sich prophylaktisch auf etwaige zeitgeschichtsbezogene Krisenkommunikationen vor, welche die Zukunft bereithalten könnte.

32 So orientiert sich die Universität Rostock an der lateinischen Formel von „*Traditio et Innovatio*“, die Universität Leipzig überschreitet „aus Tradition Grenzen“ und auch die Technische Universität Dresden beruft sich auf die Verbindung von Tradition und Innovation.

In der Realität sind die zweite und dritte Variante meist nicht klinisch sauber voneinander getrennt, sondern bilden Mischformen mit unterschiedlichen Mischungsverhältnissen. Für alle drei Varianten gilt: Sie werden jeweils gefördert oder behindert, je nachdem, welche Geschichtsrendite zu erwarten steht. Geschichtsabstinenz kann dann eine institutionenpolitisch attraktive Option darstellen, wenn geschichtsbezogene Gewinne – Prestige, Vertrauen, Legitimität etc. – nicht zu erwarten sind. Umgekehrt kann ein offensiver Umgang mit der Geschichte bei erwartbaren Geschichtsrenditen attraktiv sein – z. B. Traditionsherstellung oder die prophylaktische Integration von Konflikten, die bei Nichtthematisierung von außen herangetragen werden könnten, in die eigene Darstellung und damit verstärkte Kontrolle über die hochschulbezogene Kommunikation. Widerstand gegen bestimmte Geschichtsaufarbeitungen wiederum kann die geschichtsbezogenen Gewinne überlagern und neutralisieren, indem die Auseinandersetzungen mehr Legitimität kosten, als die Aufarbeitung Legitimität erzeugt. So sind positive hochschulgeschichtliche Bezugnahmen in der Regel bis vor 1933 möglich und meist unproblematisch; für die Jahrzehnte danach können sie kostenintensiv werden.

### *Erinnerungspolitik und Wissenschaft*

Fragt man, welche Konfliktmechanismen besonders einflussreich im Blick auf die zeit-historische Selbstaufklärung von Hochschulen sind, so erweist sich die Spannung zwischen Erinnerungs- und Geschichtspolitik einerseits und Geschichtserforschung (also Wissenschaft) andererseits als besonders einflussreich. Hochschulen werden drei spezifische Funktionen zugeschrieben: die Ausbildung junger Menschen für den Wissenschaftsbetrieb und das außerwissenschaftliche Beschäftigungssystem, die Forschung sowie die Stabilisierung und Entwicklung der Region. Vor diesem Hintergrund deckt sich das Interesse der Hochschulen an der eigenen Historie nicht zwingend mit genuin geschichtserforschenden Zugängen, suchen diese doch mehr oder weniger zweckfrei nach wahrheitsfähigen Rekonstruktionen der Vergangenheit. Hochschulleitungen hingegen betreiben in erster Linie Organisationspolitik im Interesse der Wissenschaft. Diese zielt auf möglichst komfortable Platzierung der Organisation in konkurrenzgeprägten Umwelten.

Im erinnerungspolitischen Raum können wissenschaftliche Kriterien wie Methodenbindung, intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Ausgewogenheit und Multiperspektivität keine verbindliche Geltung beanspruchen. So ist es z. B. ein Privileg der Politik und der Öffentlichkeit, hier Schwerpunkte zu setzen, und dies muss dann offensiv thematisiert werden. Wissenschaft dagegen hat z. B. aktiv der Neigung der Öffentlichkeit entgegenzuarbeiten, zeithistorische Ambivalenzen als Zumutung wahrzunehmen. Nur im Aushalten der Ambivalenzen ist der Anspruch aufrechtzuerhalten, der legitimerweise an Wissenschaft gestellt wird.

Gleichwohl verweisen Wissenschaft und Erinnerungspolitik aufeinander und irritieren sich wechselseitig: Erinnerungspolitische Fragen versorgen wissenschaftliche Forschungen mit zusätzlicher Relevanz; zugleich können auch erinnerungspolitische Erzählungen dauerhaft nur durch wissenschaftliche Forschung vor Erstarrung, bloßer Routine oder ihrer Instrumentalisierung für Traditions- und Mythenbildung bewahrt werden. Eine solche strukturelle Kopplung zwischen Geschichtswissenschaft und Erinnerungspolitik – beständige Aufrechterhaltung der Autonomie beider Felder und Abweisung von Hierarchisierungsbestrebungen bei wechselseitiger Leistungserbringung – stellt ein idealtypisches Verhältnis dar. Das heißt: Realiter ist es permanenter Gegenstand von Aushandlungsprozessen.

### 3. Organisationscharakter

Die dargestellten Gründe, sich als Hochschule der eigenen Zeitgeschichte mehr oder weniger oder gar nicht zu widmen, resultieren zum einen aus externen Setzungen; zum anderen benennen sie Entscheidungsoptionen. Die externen Setzungen – etwa Hochschultyp, -alter und -größe oder Jahrestage – entziehen sich der akuten Beeinflussbarkeit. Sie können nur in Rechnung gestellt werden. Die Entscheidungsoptionen betreffen den Umgang mit Jubiläen und Skandalisierungen, die der Hochschulzeitgeschichte zuzuweisende Selbstaufklärungs- oder Marketingfunktion sowie die Privilegierung von entweder Erinnerung oder Forschung. Diese Optionen kollidieren zum Teil mit avancierten Ansprüchen, die diesbezüglich sensibilisierte Teilöffentlichkeiten an die Hochschulen richten. An dieser Stelle geht es nicht darum, deren Berechtigung zu bewerten, sondern um Erklärungen, was an Hochschulen mehr oder weniger zupackende Aktivitäten bewirkt. Erklärungen für ein bestimmtes Organisationsverhalten müssen vom spezifischen Organisationscharakter ausgehen. Wenn z. B. die Mitwirkung an hochschulgeschichtlichen Jubiläums-, „Darstellungen von vielen Professoren als lästige Pflicht empfunden“ wird,<sup>33</sup> dann ist zuerst die Rollenspezifik der Professur zu prüfen: Welche Spielräume lässt sie, um sich der Hochschulgeschichte enthusiastisch zuzuwenden oder eher Vermeidungsverhalten zu praktizieren?

Hochschulen sind Expertenorganisationen.<sup>34</sup> Als solche zeichnen sie sich durch eine hohe Autonomie ihrer Basiseinheiten (Institute) und insbesondere des wissenschaftlichen Personals aus. Die Wissenschaftler sind gekennzeichnet durch hohen Spezialisierungsgrad, eigenständigen Umgang mit Wissen und die Lieferung sehr komplexer, nicht trivialer Produkte. Infolgedessen ist die wesentliche sachliche Bedingung, um eine

33 Rüdiger vom Bruch, „Universität“ – ein „deutscher Erinnerungsort“?, in: Jürgen John/Justus H. Ulbricht (Hrsg.), Jena – ein nationaler Erinnerungsort?, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 93–99, hier S. 98.

34 Vgl. Ada Pellert, Die Universität als Organisation. Die Kunst, Experten zu managen, Wien/Köln/Graz 1999, S. 110 ff.

Expertentätigkeit ausüben zu können, hohe individuelle Autonomie.<sup>35</sup> Mit dem Wissen befindet sich das zentrale Produktionsmittel der Hochschule nicht in der Hand der Organisation, sondern der Wissenschaftler: Die Leistungsfähigkeit der Experten stellt das Kapital der Organisation dar.

Aus der hohen Autonomie der Wissenschaftler und Institute ergibt sich ein Organisationstypus, der als „organisierte Anarchie“<sup>36</sup> beschrieben worden ist – was Hochschulen z. B. wenig dazu prädestiniert, gleichsam naturwüchsig ein institutionelles Gedächtnis auszubilden. Verbunden mit ihrer Autonomie ist eine gewisse Illoyalität der Wissenschaftler gegenüber ihrer Hochschule. Die Bindung an die Hochschule basiert weitgehend auf deren Rolle als aktuellem Arbeitgeber bzw. Dienstherrn. Die *Arbeit* des Wissenschaftlers indes wird durch die Normen der Profession gesteuert. Die Bindungswirkung der Profession basiert aber nicht nur auf der Verknüpfung des Selbstkonzepts des Wissenschaftlers mit deren Normen. Vielmehr entscheidet die wissenschaftliche Gemeinschaft – und nicht die Hochschule – über die Vergabe von Reputation. Dies verpflichtet die Wissenschaftler auch weitgehend darauf, im Konfliktfall die wissenschaftlichen Standards gegenüber den Interessen der eigenen Hochschule zu privilegieren. Mit Aktivitäten zur Entwicklung der eigenen Hochschule hingegen vermögen Wissenschaftler meist allenfalls lokale Reputation zu erwerben. Der Hochschule fehlt mithin der entscheidende Anreizmechanismus, nämlich überlokale Reputation spenden zu können. Die Spannung zwischen Hochschule und Profession wird schließlich durch die Disziplinenpluralität verschärft.

Insofern lassen sich Hochschulen als zwar strukturell offene, aber kulturell stark determinierte Einrichtungen kennzeichnen – während andere Organisationen typischerweise strukturell determiniert und kulturell eher offen sind.<sup>37</sup> Daher bleibt das Ausmaß an wechselseitiger Ignoranz, das für hierarchisch strukturierte Bürokratien undenkbar ist, innerhalb einer Hochschule bestimmend. Diese Ignoranz begründet eine spezifische Form der Entscheidungsfindung, die auf unklaren Zielen, unklaren Technologien und wechselnder Beteiligung der Hochschulmitglieder basiert.<sup>38</sup>

All dies macht es ebenso unwahrscheinlich, dass aus dem akademischen Betrieb heraus spontan ein weithin geteiltes Interesse an der Zeitgeschichte der jeweiligen Hochschule entsteht, wie es der Steuerbarkeit der Subeinheiten einer Hochschule deut-

35 Ralph Grossmann/Ada Pellert/Victor Gotwald, Krankenhaus, Schule, Universität: Charakteristika und Optimierungspotentiale, in: Ralph Grossmann (Hrsg.), Besser Billiger Mehr. Zur Reform der Expertenorganisationen Krankenhaus, Schule, Universität, Wien/New York 1997, S. 24–35.

36 Michael D. Cohen/James G. March/Johan P. Olsen, A Garbage Can Model of Organizational Choice, in: Administrative Science Quarterly 17 (1972) 1, S. 1–25.

37 Aylá Neusel, Annäherung an ein Forschungskonzept zur Untersuchung des Zusammenhangs von Geschlecht und Organisation in der Hochschule, in: Ulrich Teichler/Hans-Dieter Daniel/Jürgen Enders (Hrsg.), Brennpunkt Hochschule. Neuere Analysen zu Hochschule, Beruf und Gesellschaft, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 97–119, hier S. 106.

38 Cohen/March/Olsen, A Garbage Can Model of Organizational Choice.

liche Grenzen setzt. Zum Ersten ist das Geschichtsbewusstsein an Hochschulen sehr ungleichmäßig ausgeprägt. Da Hochschulen in erster Linie gegenwarts- und zukunftsorientiert sind, interessieren sich die meisten ihrer Angehörigen eher wenig für die Geschichte der eigenen Hochschule: Hochschulen verteilen Lebens-, also Zukunftschancen, die überwiegend außerhalb der je konkreten Hochschule zu finden sind. Das betrifft insbesondere die Studierenden als nur temporäre Mitglieder. Aber auch für die Wissenschaftler verengen das Hausberufungsverbot und die Karrierechancen an anderen Hochschulen den zeitlichen Erinnerungshorizont des kommunikativen Gedächtnisses innerhalb einer Einrichtung. Mag also der wissenschaftliche Charakter der Hochschulen die Erwartungen hinsichtlich einer adäquaten Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit steigern, so muss das Potenzial eines stabilen Organisationsgedächtnisses auch aufgrund der kurzzeitigen Organisationsmitgliedschaften relativiert werden.

Zum Zweiten ist ein schlichtes Durchregieren an Hochschulen ausgeschlossen: Geschichtsinteresse lässt sich nicht anweisen. Zu unterscheiden sind zwei Operationsmodi, denen eine Hochschule unterworfen ist und die sie fortwährend miteinander in einen (mehr oder weniger prekären) Ausgleich bringen muss: Wo die Hochschulen als bürokratische Organisationen handeln, dort vermögen sie Auftragsforschung zu initiieren, Geschichtspolitik zu betreiben und historiografisch basierte Imagebildung anzuregen. In diesem Fall können sie Ziele setzen, Mitgliedschaftsrollen mit bestimmten Zielvorgaben versehen, Ressourcenausstattungen organisieren und Zielverfehlungen sanktionieren. Als Expertenorganisation hingegen erzeugt die Hochschule einen erratischen Umgang mit der eigenen Zeitgeschichte. Damit ist auch eine einfache Betrachtung der Hochschule als kohärenter Akteur wenig realitätsadäquat. Nicht *die* Hochschule handelt, sondern die Hochschulleitung, einzelne Wissenschaftler, Studierendengruppen, Geschichtsinteressierte oder Öffentlichkeitsarbeiter, und dies aus jeweils unterschiedlichen Motivlagen. Das Wissen um den Organisationscharakter spielt allerdings in der Außenwahrnehmung keine Rolle – extern werden insbesondere Verantwortlichkeit und Durchgriffsmöglichkeiten der Hochschulführung gegenüber den Wissenschaftlern erwartet. Damit müssen Hochschulen rechnen, zumal ihre eigenen Interessen eine Revidierung dieses Bildes in der Öffentlichkeit nicht nahelegen.

Mit dieser Beschreibung wird vor allem ein regelmäßiges Abweichen von solchen Erwartungen markiert, die rationalistische Entscheidungsmodelle wecken und die keineswegs nur für zeitgeschichtsbezogene Aktivitäten an Hochschulen gelten. Gleichwohl: Der spezifische Hochschulcharakter begründet zwar die Grenzen, an die in diesem Falle rationalistische Organisationsvorstellungen stoßen. Er begründet jedoch nicht, dass Entscheidungen und deren Umsetzung unmöglich seien. Er verweist darauf, dass es komplexer Prozessorganisation, eines geschickten Anreizmanagements und wertschätzender Einbindung der üblicherweise eigenwilligen Akteure bedarf, wenn Hochschulzeitgeschichte ein dauerhaft präsent Thema sein soll. Je nachdem, welche Entscheidungen eine Hochschule diesbezüglich trifft, können sich Umstände ergeben,

die eine zeitgeschichtliche Selbsterkundung fördern – oder aber dies nicht tun. Solche Umstände sind vergleichsweise praktischer Art. Es muss zum einen engagierte Personen oder Interessengruppen geben; das ist umso wichtiger, je kleiner die Hochschule ist. Zum anderen bedarf es bei den Akteuren einer positiven Bewertung der individuellen Reputationschancen, die sich aus der Befassung mit Hochschulgeschichte ergeben – was ja zugleich bedeutet, dass man sich mit anderen Themen, die u. U. reputationsträchtiger sind, nicht befassen kann.

Schließlich benötigt ein beliebiges Anliegen – so auch die Befassung mit der Hochschulzeitgeschichte –, um es in einer Organisation durchzusetzen, dreierlei: Legitimität, Funktionalität und Stabilität. Diese hängen eng miteinander zusammen. *Legitimität* bezeichnet die soziale Akzeptanz des Anliegens innerhalb der Organisation. Es muss in der Hochschule die Überzeugung vorherrschen, dass offene Fragen im Blick auf die eigene Geschichte bestehen, dass deren Beantwortung die Hochschule nach außen stärkt (aber auch in ihrem Selbstbewusstsein) und dass sie so Beiträge zu gesellschaftlichen Lernprozessen leistet. Die Legitimität eines Anliegens wird verstärkt und im Zeitverlauf reproduziert, wenn seine Umsetzung *funktional* organisiert ist bzw. die geplante Umsetzung dies erwarten lässt. Die Bearbeitung der Hochschulgeschichte muss daher in einer Weise erfolgen, die einen nachvollziehbaren Zusammenhang von Zielen, Absichten, Aufwand und Ergebnissen erkennbar werden lässt. Legitimität und Funktionalität sind Voraussetzungen für *Stabilität*, und umgekehrt ist Stabilität Bedingung insbesondere für Funktionalität. Eine über die Zeit hin stabilisierte Hochschulgeschichtsbearbeitung vermag Stetigkeit zu erzeugen – statt der verbreiteten jubiläumsinduzierten Sprunghaftigkeit mit langen Phasen der Nichtaktivität dazwischen. Damit können sowohl Bearbeitungskontinuität möglich als auch hochschulweite Gewöhnungen an das Thema erzeugt werden.

Soll gegen alle Unwahrscheinlichkeiten, dass an einer Hochschule die eigene Zeitgeschichte ein Dauerthema ist, genau dies erreicht werden, so müssen die dominierenden (und partikular gültigen) Organisationsregeln mit den dominierenden (und universal gültigen) Wissenschaftsnormen hinreichend synchronisiert werden. Das wird nur gelingen, wenn Anschlussmöglichkeiten für hochschulzeitgeschichtliche Fragen an Forschung, Lehre und Organisationsabläufe organisiert werden, welche die jeweiligen Eigenlogiken dieser Bereiche in Rechnung stellen.

#### 4. Fazit: Schlüsselfaktoren zeithistorischer Selbsterkundung

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass es eine Sättigungsgrenze für Geschichtsaufarbeitung nicht gibt. Bei Teilen des Publikums mag es zwar vorkommen, dass sich Überdruß einstellt; doch stehen dann immer andere Teilöffentlichkeiten als potenzielle Adressaten bereit. Auch die Ressourcenausstattung für Aufarbeitungsaktivitäten richtet sich nicht zwingend am Publikumsinteresse aus, sondern wird z. B. im Rahmen von Jubiläumsvor-

bereitungen bereitgestellt. Insofern erscheint die Frage, wie viel Geschichtsaufarbeitung eigentlich nötig sei, nur negativ beantwortbar: Wenn nichts oder kaum etwas in dieser Hinsicht stattfindet, ist es jedenfalls zu wenig. Umgekehrt wird man, wenn es um die Intensität der zeithistorischen Durchleuchtung geht, immer Desiderate entdecken können. Daran kann die Ermahnung anknüpfen, es gebe noch zu schließende Lücken der Geschichtsaufarbeitung. In diesem Sinne ist es eher unwahrscheinlich, dass je von einer Hochschule eine in normativem Sinne wirklich gelingende und allseits zufriedenstellende Befassung mit ihrer Zeitgeschichte erreicht wird. Diese Einsicht kann zur Ausprägung realistischer Erwartungshaltungen und zur Qualifizierung von Kritik beitragen.

Die Geschichtsdarstellung einer Hochschule ist ein Element ihrer organisationalen Selbstbeschreibung. Aus der typischerweise organisationspolitisch fokussierten Sicht der Entscheidungsträger soll die intern veranlasste Geschichtserforschung in erster Linie die historische Unterfütterung der gegenwartsbezogenen Selbstbeschreibung liefern. Die Selbstbeschreibung steht im Dienste einer möglichst guten Platzierung der Hochschule in diversen Konkurrenzen – um Aufmerksamkeit, Ressourcen, Personal usw. Als orientierende Kraft einer organisationalen Identitätsbildung ist die geschichtsbezogene Selbstbeschreibung daher ein Schema der Stabilisierung, nicht der Selbstirritation. Dementsprechend werden beispielsweise konflikthafte Zeitgeschichtsdeutungen nicht umstandslos in hochschulische Identitätskonzepte aufgenommen.

Einem übersichtlichen Schema zufolge konstituiert sich eine Hochschule als Erinnerungsort über drei wesentliche Aspekte: die materiellen Überreste, die Hochschule als Personenverband, d. h. zumeist über herausgehobene Gelehrte, und schließlich über Selbstreflexion.<sup>39</sup> Im Kontext unserer Fragestellung bedarf es daneben Antworten darauf, welche wesentlichen Aspekte den *Prozess* des institutionellen Erinnerns, der zeitgeschichtlichen Selbsterkundung auslösen, fördern und stabilisieren. Es geht also um die Schlüsselfaktoren. Das sind zum einen die richtungsentscheidenden Punkte innerhalb von Prozessen, an denen entschieden wird (bzw. – wenn man die Dinge laufen lässt – sich entscheidet), welche von mehreren Optionen fortan realisiert wird. Es sind zum anderen institutionalisierte Stellschrauben, an denen Korrekturen bisheriger Prozesse herbeigeführt werden können.

Die Identifikation der Schlüsselfaktoren ist nicht allein wichtig, wenn Prozesse analysiert werden, sondern auch dann, wenn sie beeinflusst werden sollen. Wird an den Schlüsselfaktoren mit Interventionen begonnen, lassen sich häufig eher und gründlicher Veränderungen herbeiführen, als wenn Eingriffshandeln an vergleichsweise peripheren Punkten ansetzt. Ob die angestrebten Veränderungen eher zielkonform ausfallen oder kontraintentional, ob sich mehr erwünschte oder mehr unerwünschte Effekte ergeben – das hängt zugleich davon ab, ob auch die jeweils anderen Schlüsselfaktoren im Interventionshandeln berücksichtigt oder ignoriert werden, ob tatsächlich alle Schlüsselfaktoren

39 vom Bruch, „Universität“ – ein „deutscher Erinnerungsort“?, S. 96.

des jeweiligen Prozesses identifiziert worden waren und ob die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Schlüsselfaktoren hinreichend berücksichtigt werden.

So lassen sich beispielsweise Jubiläen zur Legitimation zeithistorischer Forschungen nutzen. Gegen ihre argumentative Nutzung ist jedenfalls dann wenig einzuwenden, wenn dadurch hochschulinterne Skepsis neutralisiert und die nötigen Ressourcen mobilisiert werden können. Ebenso können Protagonisten der hochschulzeitgeschichtlichen Aufarbeitung auch Skandalisierungen durchaus instrumentalisieren, wenn auf andere Weise eine entsprechende Sensibilisierung in der Hochschule nicht zu erzeugen ist: Werden der Geschichtsbefassung die nötigen Ressourcen zugestanden, um künftige Imageschäden für die Hochschule zu vermeiden oder zu begrenzen, dann geschieht zwar etwas Richtiges aus falschen Gründen. Das ist aber immerhin besser, als wenn im Warten auf die Einsicht in die richtigen Gründe einstweilen gar nichts geschieht. Die mediale Aufmerksamkeit jedenfalls, die eine tatsächliche oder vermeintliche Normverletzung skandalisiert, ist typischerweise weder durch Beschweigen der Anwürfe noch durch Selbstrechtfertigung aus der Welt zu schaffen. Insoweit kann die kritische Beschäftigung mit der eigenen Zeitgeschichte gerade auch das Resultat institutioneller Imagepflege darstellen. Ein präventives Skandalmanagement in diesem Sinne mag auch deshalb naheliegen, weil konfliktfreie Hochschulzeitgeschichte als illusorisch gelten kann. Anzustreben wäre es hier hingegen, zivilisierte Konfliktausprägungsmodalitäten zu entwickeln und die Dokumentation von Deutungskonflikten regelhaft vorzusehen.

Hochschuljubiläen und Skandalisierungen zeitgeschichtlich relevanter Vorgänge erwiesen sich in einem ersten Zugriff, der empirisch die Handlungsanlässe der Hochschulen betrachtete, als die wichtigsten Auslöser für zeitgeschichtliche Selbsterkundungen durch die ostdeutschen Hochschulen. Daneben, aber nicht dominant, gibt es auch anlassfreie Geschichtsaufarbeitungen. In einem zweiten Zugriff, der die Handlungsumstände in den Blick nahm, wurde augenfällig, dass die Bedingungen an den einzelnen Hochschulen recht unterschiedlich sind. Je nach Hochschultyp und Vorhandensein historiografischer Kompetenz, Alter der Hochschule und institutioneller (Dis-)Kontinuität sowie Hochschulgröße bestehen jeweils andere Voraussetzungen, um sich der eigenen Zeitgeschichte zu stellen. Dies erklärt zum Teil die Differenzen der zeitgeschichtsbezogenen Aktivitäten, etwa zwischen Universitäten und Fachhochschulen. Vergleicht man, drittens, ähnliche Hochschulen miteinander, so ergibt sich, dass die Handlungsanlässe und die Handlungsbedingungen nicht umstandslos und vollständig die jeweilige Aktivitätsdichte erklären. Hier nun kommen die Funktion, die der Befassung mit der Zeitgeschichte jeweils zugewiesen wird, sowie das durch die Akteure gewählte oder ausgehandelte Verhältnis von Erinnerungspolitik und Wissenschaft ins Spiel.

Damit sind sowohl Faktoren benannt, die aus externen Setzungen resultieren und sich der akuten Beeinflussbarkeit entziehen. Entscheidungsoptionen in den Hoch-

schulen bestehen dagegen hinsichtlich des Umgangs mit Jubiläen, Skandalisierungen, der Selbstaufklärungs- oder Marketingfunktion von Hochschulzeitgeschichte sowie der Privilegierung von entweder Erinnerung oder Forschung. Das diesbezügliche Organisationsverhalten ist wesentlich vom Organisationscharakter abhängig. Gegen diesen kann auf keine hochschulische Organisationskultur hingearbeitet werden, die der Selbstbefassung mit der eigenen Zeitgeschichte einen hohen Stellenwert einräumt.

Übersicht 2:  
Schlüsselfaktoren der hochschulischen Befassung mit der  
eigenen Zeitgeschichte

Rahmenbedingungen	Durch Akteurshandeln gestaltbar
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Hochschultyp und Vorhandensein historischer Kompetenzen</li> <li>• Alter der Hochschule und institutionelle (Dis-)Kontinuität</li> <li>• Hochschulgröße</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Funktion der Befassung mit Zeitgeschichte</li> <li>• Verhältnis von Erinnerungspolitik und Wissenschaft</li> <li>• Hochschuljubiläen</li> <li>• Skandalisierungen und Skandale</li> <li>• Organisationskultur</li> </ul>